



---

**Aus Freude am Lesen**

Schweden in den siebziger Jahren. Die kleine Åsa lebt allein mit ihrem Vater in einer kleinen Wohnung im mittelschwedischen Västerås, nachdem die Mutter beide wegen eines anderen Mannes verlassen hat. Der Alltag der kleinen Restfamilie gestaltet sich in Folge ziemlich unkonventionell. Die kleine Åsa darf so viele Süßigkeiten essen, wie sie will, das Beziehen von Betten hält Vater Leif für überflüssig, gegessen wird bei den Großeltern, weil das Geld bis zum Monatsende nicht reicht. Der Grund für die Finanzsorgen: Leif ist zwar ein pflichtbewusster Stahlarbeiter, der gut verdient, aber er ist auch Alkoholiker, der den Großteil seines Geldes in die Sucht steckt.

Hier wird nichts verherrlicht, aber auch nicht verurteilt. Linderborg zeigt uns eine Welt, in der politische Identität noch keine hohle Phrase war, sondern etwas, was man stolz nach außen trug. Mit »Ich gehöre keinem« hat Linderborg ihrem Vater ein würdiges und ergreifendes Denkmal gesetzt.

ÅSA LINDERBORG, Jahrgang 1968, ist Historikerin und arbeitet als Kulturredakteurin bei der schwedischen Zeitung Aftonbladet. Mit ihrem Debüt »Ich gehöre keinem« stand sie monatelang auf Platz 1 der schwedischen Bestsellerliste, das Buch wurde mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet und begeisterte Leser wie Kritiker.

Åsa Linderborg

# Ich gehöre keinem

*Aus dem Schwedischen  
von Paul Berf*

**btb**

Die schwedische Originalausgabe erschien 2007 unter dem Titel *Mig äger ingen* bei Bokförlaget Atlas, Stockholm.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100  
Das für dieses Buch verwendete  
FSC®-zertifizierte Papier *Pamo House*  
liefert Arctic Paper Mochenwangen GmbH.

1. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe Januar 2012

Copyright © 2007 by Åsa Linderborg und Bokförlaget Atlas,  
Stockholm

Published by agreement with Norstedts Agency

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2009 by btb Verlag  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Umschlaggestaltung: semper smile, München

Umschlagmotiv: © Dan Lepp / Etsa / Corbis

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Einband: CPI – Clausen & Bosse, Leck

UB · Herstellung: BB

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-74323-0

[www.btb-verlag.de](http://www.btb-verlag.de)

*Für Amanda und Maxim*



Papas Portemonnaie ist so groß wie ein Handteller, schwarz und nach einem Leben in der Gesäßtasche leicht gekrümmt. Die Nähte geben allmählich ein wenig nach, und es ist schwer, obgleich fast leer. Im Geldscheinfach ist nichts, im Münzfach liegen achtzehn Kronen und fünfzig Öre.

Hinter seiner Krankenkarte stecken dicht gedrängt ein Scheckheft der Nordbanken und ein Mitgliedsausweis der Metallergewerkschaft, Abteilung 20. Ein zerknitterter Zeitungsausschnitt mit einer Statistik über die Bandyerfolge des Sportvereins Västerås, eine einsame Briefmarke mit dem König als Motiv.

In einem der Fächer verbirgt sich eine nagelneue Bankkarte, eingeschlagen in einen Zettel mit dem Wort »Patte« und einer Geheimzahl. Auf dem Konto sind gerade einmal neunundneunzig Kronen. Als Papa starb, waren es noch elf Tage bis zur nächsten Arbeitslosenhilfe.

Die Geldbörse beherbergt darüber hinaus ein kleines Notizheft für Bankgeschäfte, in dem Papa Telefonnummern notiert hat. In der ersten Zeile steht Åsa, gefolgt von meiner Privatnummer. Darunter folgt mit etwas kräftigerem Filzstift *Schnaps* und eine Telefonnummer, die er mehrfach überschrieben hat. Anschließend kommen seine ältere Schwester Majken und die anderen Geschwister, auch jene, die er niemals angerufen hätte. Seine besten Freunde Börje und Berit. Dann folgt eine lange Reihe Nummern von Dreckfink, Schädel, Buster, Schlange, Hoffa, Babben, Blümchen, Bella und Britta mit den Titten. Ebenso säuberlich festgehalten ist Ma-

mas Schwester Nina, mit der er seit vielen Jahren keinen Kontakt mehr hatte.

Auf dem Personalausweis steht Leif Boris Andersson, geboren am 15. Februar 1941. Das Foto ist gut, ich erkenne ihn.



In den siebziger Jahren, in meiner Kindheit, war Västerås Schwedens sechstgrößte Stadt. Jeder dritte Einwohner verdiente seinen Lebensunterhalt bei Asea. Die meisten arbeiteten ihr ganzes Leben dort. Die Fabriken lagen mitten in der Stadt, riesige Backsteinbauten, von denen die Menschen verschluckt wurden. Die Mimer-Fabrik nahm einen großen Häuserblock ein, und ein Stück die Straße hinauf lag Punkt, das größte Kaufhaus der Stadt.

Jeden Nachmittag um kurz nach vier ertönte die Sirene, und die riesigen Fabrikttore öffneten sich für Hunderte von Fahrrad fahrenden Metallarbeitern – der Asea-Strom. Es dauerte nur wenige Minuten, den großen Arbeitsplatz zu leeren. Dicht gedrängt leisteten sich Hunderte von Männern und ein paar Frauen mit Kopftüchern auf dem ersten Stück der Storagatan Gesellschaft, ehe sie sich zerstreuten, um sich am nächsten Morgen um sieben Uhr erneut zu begegnen. Die meisten waren gebürtige Västeråser, doch viele trugen auch Namen aus Italien, Griechenland, Jugoslawien und Finnland. Etwas später waren dann die Angestellten aus dem benachbarten großen, schönen, bläulich schimmernden Glashaus an der Reihe, sich auf ihre Räder zu schwingen.

Papa arbeitete in den Metallwerken im Stadtteil Kopparlunden. Die Metallwerke lagen ebenfalls mitten in der Stadt, bestanden jedoch aus flachen, lang gestreckten Gebäuden aus hellem Backstein und hatten Schornsteine und gezackte Dächer. Dort wurden Aluminium- und Kupferprodukte hergestellt, aber Papa war Metallvergüter und arbeitete mit

Stahl, der in Öfen erhitzt wurde, in denen die Temperatur mehr als tausend Grad erreichte. So etwas wie ein moderner Schmied sei er, erklärte er mir, wenn ich ihn fragte, aber ich stellte ihn mir lieber als Drachenbändiger vor. Mit List, Mut und unendlicher Geschicklichkeit wagte er es jeden Morgen, sich den Drachen in Kopparlunden zu nähern, die mit ihren Zickzackrücken dalagen und Rauch über die Stadt ächzten. Die ganze Nacht hatten sie unruhig geschlafen, und erst wenn Papa, der Drachenbändiger, kam, beruhigten sie sich und öffneten brav ihr brennendes Innere.

Sechs Minuten nach vier stempelte Papa seine Stechkarte in der Stechuhr ab und schloss sich dem Asea-Strom an. Er brauchte nur ein paar Minuten, um zur Kindertagesstätte im Stadtteil Viksäng zu radeln, wo ich ihn erwartete.

Ich freute mich, wenn ich ihn die Eingangstür öffnen und auf der Matte im Flur seine Schuhe abstreifen hörte. Keiner der anderen Eltern nahm es damit so genau. Er sagte, nur Gesindel und Leute aus der Oberschicht würden ihre Füße nicht säubern, bevor sie irgendwo eintreten. Ich lief zu ihm, schlang die Arme um seine Beine und spürte die Kühle seines grünen Nylonparkas.

»Hallo, Schnuckelchen, schön, dich zu sehen!«

Er strich mir über den Kopf, und ich sog den Schweißgeruch, den Zigarettenrauch und die Bierfahne ein. Zeigte ihm die Zeichnungen, die ich gemacht hatte – immer waren es Prinzessinnen im Hochzeitskleid mit einem Diadem und hochhackigen Schuhen.

Vor der Kita stand Papas blaues Fahrrad der Marke Crescent. Er setzte mich auf den Gepäckträger und radelte uns zu Großmutter und Großvater, die in der Küche mit ihren hellblau getönten Küchenschränken mit dem Essen auf uns warteten.

Der Weg führte an Viksängs flachen Mietshäusern vorbei, über eine lange, schmale Wiese mit Wäldchen und durch ein stilles Viertel mit kleineren und größeren freistehenden Häusern und sorgsam gepflegten Rhododendrengärten, in denen sich anscheinend niemand aufhalten mochte.

Großmutter und Großvater wohnten in der Björkgatan 14 im Stadtteil Södra Skiljebo. Großvater hatte den roten Backsteinkasten dank der billigen Baukredite, die die Gewerkschaft ihren Mitgliedern nach dem Krieg angeboten hatte, abends nach seinen Schichten in den Metallwerken und an den Wochenenden selbst gebaut. Ganz Västerås war voller ähnlich aussehender Kästen, wodurch die Stadt die gleiche Fläche einnahm wie Malmö, wo mehr als doppelt so viele Menschen lebten.

Im Erdgeschoss hatten Großmutter und Großvater jeweils ein Zimmer, Großvater das mit dem Fernseher. Über seinem Bett hing ein Bild mit einer Frau in einem leuchtend gelben Bikini. Sie lag im flachen Uferwasser, hatte lange schwarze Haare und lächelte den Betrachter an. Großmutter war wütend auf das Bild, aber Großvater fand, dass es ihn an sie erinnerte, als sie noch jung war. Bevor sich Bojans Titten zusammenklappen ließen, wie man Pfannkuchen zusammenklappte.

Die gute Stube beherbergte ein Büfett, Esszimmermöbel und eine Couchgarnitur. Einen Kristalleuchter mit blauen Glastropfen und Wachskerzen, die niemals angezündet wurden und von den Jahren gelblich verfärbt waren. Dort hielten

wir uns nur an Heiligabend und Festtagen auf. Die restliche Zeit verbrachten wir in der kleinen Küche. In der oberen Etage wohnten Olle, der ebenfalls bei den Metallwerken arbeitete, und seine Frau Märta. Unter ihren Dachschrägen hing eine gefasste Trauer wegen ihrer Kinderlosigkeit, über die keiner sprach.

In der Garage stand den Winter über Großvaters Segelboot, im Keller gab es Hunderte von Werkzeugen und Angelgerätschaften. Der große Garten bestand zur Hälfte aus Wald mit Birken und Wiesenblumen, die daran erinnerten, dass Skiljebo ein Neubaugebiet war, in dem vor gar nicht mal so langer Zeit noch Kühe geweidet hatten.

Großmutter verbrachte Stunden damit, Mahlzeiten zuzubereiten, von denen sie wusste, dass sie Papa schmecken würden. Rindfleischsuppe mit Klößchen, Gulasch, Kohlrouladen, Schweinswürste, Dillfleisch, Erbsensuppe und Pfannkuchen, gebratene Salzheringe, Strömlinge, Rindfleisch mit Meerrettichsauce, Eisbein mit Kohlrübenpüree, Griebenwurst. Zwei, drei Mal in der Woche gab es Zander oder Barsch, die Großvater aus dem Mälarsee gezogen hatte, seltener Hecht. Kartoffeln und Wurzelgemüse, niemals Salat. Das Fleisch wurde gekocht, der Fisch gebraten. Die Gewürze fanden Platz in einer kleinen Plastikschachtel: Majoran, Zimt, weißer Pfeffer und Piment. Piment benutzte Großmutter für alles. Ich weigerte mich lange, etwas von all dem zu essen, und ernährte mich ausschließlich von Makkaroni in Sahnesauce oder Pfannkuchen mit säuerlicher, kalt gerührter Preiselbeermarmelade, die Großmutter geduldig zubereitete, wenn ich über ihre Gerichte schmollend die Miene verzog.

Solange wir uns bei seinen Eltern aufhielten, war Papa mürrisch. Meistens aß er, ohne die Jacke auszuziehen – die

Schuhe auszuziehen, kam erst gar nicht in Frage –, um so deutlich zu machen, dass er eigentlich nicht dort sein wollte und sollte. Er saß über seinen Teller gebeugt und wischte sich Gesicht, Hals und Nacken mit einem Handtuch trocken, das ihm Großmutter reichte. Nach einem Tag an den heißen Vergütungsöfen schwitzte er noch zwei Stunden nach der Arbeit. Manchmal war der Schweiß zu schnell und tropfte ihm von Nase oder Kinn auf den Teller, was die Sauce eine Sekunde gerinnen ließ, bevor er die Salztropfen mit der Gabel untermischte.

Er schwieg. Sprachen Großmutter oder Großvater ihn an, fauchte er eine Antwort, die keiner deuten konnte. Nur wenn ich etwas sagte, blickte er auf.

»Was du nicht sagst, Schnuckelchen.«

Alles, was man hörte, war Papas Besteck, das sich über den Teller bewegte. Die Küchenuhr tickte. Der uralte Kühlschrank brummte und verbrauchte Strom. Eventuell beschwerte er sich darüber, dass die Meerrettichsauce zu lasch sei – sie sollte einem wie zwei Speere in die Nasenlöcher steigen – oder das Kohlrübenpüree zu wässrig. Das Leichtbier trank er schnell.

Großmutter saß nicht mit am Tisch, sie stand an der Spüle und behielt uns im Auge. Wenn wir fertig waren, nahm sie sich ein Stück Knäckebrot und ein Glas entrahmte Milch, die auf ihren schmalen, rotblauen Lippen einen Bart hinterließ. Ihre stäbchendünnen Beine legte sie auf einen Stuhl, auf den Füßen saßen die Flusen von Garnresten.

»Das war jetzt richtig gut«, erklärte sie und nahm sich ein Stück von meinem feuchten Pfannkuchen, der von der wässrigen Preiselbeermarmelade marmoriert war.

Jede Mahlzeit wurde mit den gleichen Feststellungen beendet: Bintje sind die besten Kartoffeln! Die leckersten Schweinswürste gibt es beim Coop. Man sollte möglichst bei

der Konsumgenossenschaft einkaufen, es war nur leider so verdammt teuer geworden. Fünfundzwanzig Öre mehr für das Kilo!, verkündete Großvater, der nicht mehr die Kraft hatte, selbst Kartoffeln anzubauen, aufgebracht.

Großvater hieß Karl, wurde aber liebevoll Mordskerl Kalle genannt, weil er gerne prahlte, wenn er einem etwas erzählte. Wie an jenem Morgen, an dem er mit bloßen Händen zwanzig Zander gefischt hatte. Aus Rücksicht auf Großmutter hatte er dann allerdings bis auf einen alle wieder zurückgeworfen. Kein Mensch konnte doch so viel Fisch verarbeiten.

Ehe er zu sprechen begann, nahm er einige Sekunden Anlauf. Sein Mund öffnete und schloss sich wie bei einem Fisch auf dem Trockenen, die Zunge schmatzte leicht, der Adamsapfel hüpfte unter der rauen Haut seines schmalen Halses auf und ab. Die wachen, graublauen Augen bewegten sich hin und her, seine Stirn war leicht gerunzelt. Er überlegte. Dann kam etwas:

»Tja, weißt du, ich war Schwedens erster Fußballprofi. Ich bin so ein großartiger Torjäger gewesen, dass man mich pro Treffer bezahlt hat. Da sind viele schöne Scheinchen zusammengekommen, das kannst du mir glauben, und die hab ich dann mit den anderen in meiner Mannschaft brüderlich geteilt. Der erste schwedische Fußballprofi! Glaubst du mir etwa nicht, Mädels?«

Die Geschichte davon, was sich abgespielt hatte, als er Finanzminister Gunnar Sträng im Volksgarten die Leviten gelesen hatte, wurde mit jedem Mal verwegener. In der ersten und nicht einmal unwahrscheinlichen Version hatte Großvater etwas in Frage gestellt, das Sträng gesagt hatte, und war dafür vom übrigen Publikum mit tosendem Applaus belohnt worden. In einer späteren Variante hatte Sträng erklärt, tja, wis-

sen Sie, Kalle Andersson, damit liegen Sie wirklich verdammt richtig! Als ich die Geschichte die letzten Male hörte, behauptete Großvater, er habe Sträng in die Enge getrieben und sei zum Helden des Volksgartens geworden – wie der böse Kater Måns habe sich der Finanzminister mit eingezogenem Schwanz seines Weges getrollt, gedemütigt und ausgelacht.

Die Geschichten über seinen Vater, dem er nie begegnet war, gab es in zwei Varianten. In der einen hatte sein Vater ganz Hubbo mit Syphilis angesteckt und war anschließend nach Stockholm gegangen, wo Großvater ihn dann später, als er erwachsen war, mit einem Schlag auf die Schnauze niedergestreckt hatte. In der anderen war er in die USA gegangen, wo er bei einer Schlägerei in einem Saloon getötet worden war.

Auf Großvaters Nachttisch lag stets ein Stapel *Bill & Ben-Comics*, die Olle im Kiosk an der Straße nach Stockholm kaufte.

Großvaters Hirngespinnste hinderten ihn nicht daran, ein grundanständiger Mensch zu sein, der ganz selbstverständlich half, wenn ihn jemand darum bat. Ein pflichtbewusster, pensionierter Arbeiter mit einer Physiognomie, wie man sie in expressionistischen Holzskulpturen findet. Drahtig, mit langen Armen, großen Händen und einem leicht nach vorne gebeugten Gang. Wenn er ging, sah es aus, als wickelten seine Füße Garn auf. Das schmale Gesicht mit der kleinen, spitzen Nase hatte auffallende Ähnlichkeit mit dem des Großindustriellen Marcus Wallenberg. Als ich ihn einmal darauf ansprach, blitzten seine Greisenaugen auf. Er nahm Anlauf mit dem Mund, dachte ein paar Sekunden nach und tischte dann eine Anekdote auf, die bis dahin keiner von uns je gehört hatte:

»Dem bin ich mal begegnet!!! Er hat zu mir gesagt: Karl Andersson, Sie sind der beste Mann in den ganzen Metall-

werken! Ohne Sie kommen wir nicht klar! Das hat er gesagt. Und weißt du, was ich ihm geantwortet habe? Nun, ich hab gesagt, jetzt hören Sie mir mal zu, Marcus Wallenberg, Sie sind der beste aller Kapitalisten, aber ohne Sie kommen wir hier ganz ausgezeichnet klar. Das habe ich ihm gesagt. Glaubst du mir etwa nicht, Mädel?»

»Pah!«, sagte Großmutter jedes Mal. Wenn sie überhaupt hinhörte. Die Erwachsenen hörten ihm längst nicht mehr zu, ich aber sammelte Großvaters Geschichten. Fädelte sie wie bunte Plastikperlen auf eine Gummischnur.

Großmutter hieß Ingeborg, wurde aber Bojan genannt. Sie war korpulent und hatte krause, graue Haare, Wangen, die gesprenkelt waren mit dünnen, roten Blutgefäßen, und Krampfadern so dick wie Lakritzstangen. In meinen Augen war sie wie die Eiermarzipanteilchen, die Tante Nina zu Weihnachten backte – pissgelb, süß und himmlisch gut.

Sie war selten wütend oder betrübt. Nie gestresst.

Man erzählte sich, dass Großmutter früher unwiderstehlich schön gewesen war mit ihren langen, dunklen und lockigen Haaren, die sie dem sinnlichen Wallonenblut von der Eisenhütte Skultuna zu verdanken hatte. Jetzt schlurfte sie in einem dunkelblauen Kleid, Schürze und dicken, beigen Nylonstrümpfen, die sie notdürftig mit Strumpfbändern befestigte, durchs Haus und verströmte einen vagen Uringesuch. Ihre rot unterlaufenen Augen liefen ständig, und die Nase wurde erfolglos mit Wicks Inhalator kuriert. Ihr Gebiss lag in der Messerschublade oder in einem Wasserglas auf der Spüle. Den Blümchenkaffee schlurfte sie durch ein Stück Zucker von einem Unterteller, zu den Pfannkuchen aß sie Hering. Der gleiche Jahrgang wie Großvater, geboren 1899.

Zum ersten Mal Eltern wurden sie, als sie achtzehn waren, es folgten sechs weitere Kinder. Papa war der Jüngste.



»Schmeiß ihn zwischen die anderen!«, scherzte Großmutter, als sie zum letzten Mal von der Entbindungsstation heimkam.

In Wahrheit wurde Papa behandelt, als wäre er das Ziel von vierundzwanzig Jahren Kinderproduktion gewesen, auch wenn keines von ihnen geplant gewesen war. Am allerwenigsten er.

Jahrzehntelang hatte Großmutter geflickt und repariert, gebacken und gewaschen, genäht und gestrickt, geputzt und geschrubbt, gekocht und püriert, Kinder und Enkelkinder beschäftigt und ins Bett gebracht. Eine von zehntausend Hausfrauen, die für die unersättlichen Industriebetriebe der Stadt die Arbeitskräfte am Leben erhielten und neue Jahrgänge großzogen. Ein Genie in der Kunst, den Alltag mit nur einem Metallarbeiterlohn zu bewältigen.

Kein Mensch hat eine liebere Mutter als ich, pflegte Papa zu sagen. Er ärgerte sich oft über Großvater, verlor jedoch nie ein schlechtes Wort über Großmutter. Er meinte nur manchmal, dass sie ein bisschen unterbelichtet sei. Großmutter las in ihrem ganzen Leben kein einziges Buch, und vieles, was in der Lokalzeitung stand, war ihr bei weitem zu kompliziert. Sie gehörte jener Generation von Frauen an, die nie die Chance auf eine Ausbildung oder eine Erweiterung ihrer Kenntnisse bekam, und das merkte man. So war sie beispielsweise unsicher, ob die Erde nun rund oder flach war, aber wenn ich Glück hatte, erzählte sie mir von all den Kobolden und Wichten, die sie in den Wäldern rund um ihr Elternhaus gesehen hatte. Über Dinge dieser Art sprach sie allerdings nicht, wenn ein Mann in der Nähe war.

Sowohl Papa als auch Großmutter behaupteten, einen sechsten Sinn zu haben, der ihnen Vorahnungen über zukünftige Besuche, Krankheiten und Todesfälle eingab. Für Großmutter war diese Fähigkeit nichts, was man an die

große Glocke hängen musste, für Papa dagegen war sie etwas ganz Besonderes. Großmutter habe ihm die Gabe vererbt und er sie an mich weitergeben, behauptete er, aber an keines seiner Geschwister und deren Kinder.

»Oh nein, verdammt, du verstehst schon, diesen schwachsinnigen Kesselflickern doch nicht!«

Nach dem Essen lief ich in die obere Etage, um für eine Krone zwei Zigaretten zu kaufen. Olle lag auf der Couch und sah fern, wenn ich meine Hand mit den beiden Fünzig-Öre-Münzen ausstreckte. Märta, mit ihren kurzen Haaren, den Lücken zwischen den Zähnen und glotzüngig von der Schilddrüse, lächelte fröhlich, wenn sie mich sah, hatte aber nie etwas zu bieten. Sie fragte mich, ob ich bleiben und ein bisschen malen wolle, aber ich antwortete, Papa warte auf mich. Ich mochte sie, aber es war schwierig für sie, mit den zahlreichen anderen Frauen in unserer Verwandtschaft mitzuhalten, die sich ebenso gern um mich kümmerten.

Wenn ich wieder nach unten kam, öffnete Großvater begeistert das winzige Gefrierfach im Kühlschrank und holte ein großes Eis am Stiel heraus. Ich kletterte auf Papas Schoß, um dort das Eis zu essen, aber er war noch zu erhitzt, um mich dort ertragen zu können, und bat mich, wieder herunterzugehen. Als ich groß genug für Kartenspiele war, spielte ich mit Großvater eine Partie Casino.

»Mein Stich!«

»Welche Karte hast du gespielt? Den Bauern? Sind sieben plus sechs elf?«

»Was? Weißt du was, Mädels, ich hab gedacht, das wär ein König!«

Wenn wir die Partie beendet hatten, wollte Großvater singen: *Vedholm und der Dicke Lasse, Karl-Herman und ich – Herman und ich – spielten im Gasthaus Snuven jeden Tag, den Gott schuf – den Gott schuf*. Ich sang den Refrain

mit – *Schiffertklavier und Klarinette müssen's sein, hollaho und sonst nichts* –, allerdings etwas unsicher, ob er nicht doch am liebsten allein auftrat. Er wollte schwungvoll los-schmettern, aber seine alte, heisere Stimme konnte die Melodie nicht mehr halten, und er hatte Probleme, meiner intensiven Kinderstimme zu folgen, die sang, ohne alle Worte zu verstehen.

Papa drückte auf dem Teller seine erste Zigarette aus und zündete sich die zweite an. Er richtete sich auf seinem Stuhl auf, streckte den Rücken. Jetzt war es denkbar, dass er sich dazu aufraffte zuzuhören, wenn Großvater von den vielen Zwei-Kilo-Barschen erzählte, die er im Tagesverlauf geangelt hatte, nur um sie dankbaren Leuten zu schenken, denen er auf dem Heimweg begegnet war. Großmutter wollte wissen, wie es im Kindergarten gewesen war.

»Das heißt Kita, Großmutter!«

Sie sagte auch Overall, wie man es buchstabierte. Und pinkeln, nicht Pipi machen. Sie nannte mich ihr kleines Zuckerpusselchen, und ich krümmte mich vor Scham. Pusselchen. Kein Wort war hässlicher.

Wenn es an der Zeit war zu fahren, bekam ich ein Daim oder ein Milky Way.

»Mutter, hast du was Geld?«, flüsterte Papa.

Großmutter hatte praktisch immer einen Zehner – oder sogar einen Fünfziger – in ihrer Schürzentasche versteckt. Sie steckte ihm den Geldschein in dem Glauben zu, dass Großvater es nicht merkte. Manchmal gestikulierte Papa gereizt, dass er mehr brauche, woraufhin er noch etwas bekam. In seltenen Fällen flüsterte sie, er müsse bis Donnerstag warten, wenn ihre Altersrente kam. Sie gab mir einen Fünfer, den Papa ein wenig neidisch anglotzte, oder Großvater holte seine kleine schwarze Geldbörse und kramte ein paar Münzen heraus. Manchmal gab auch er Papa Geld, dann jedoch

mit einer fordernden Miene, die ich bei Großmutter niemals sah.

»Frierst du auch nicht, Mädels«, fragten sie, wenn wir die Hand auf die Türklinke legten.

»Nein! Ich friere nicht!«

»Du musst was zum Sitzen haben, Mädels, sonst frierst du! Nimm die Zeitung!«

*Vestmanlands Läns Tidning* rutschte unter mir auf dem Gepäckträger herum. Ich war klein wie ein Floh und wog so wenig, dass es mir nicht gelang, sie zum Stillliegen zu bringen.

Alle Abende verliefen gleich, es sei denn, es hatte gerade Lohn gegeben. Dann brauchten wir Großmutter und Großvater ein paar Tage nicht.

Die Besuche in der Björkgatan dauerten nicht lange. Wenn wir kamen, stand das Essen bereits auf dem Tisch, und dann aßen wir zügig. Papa wollte möglichst schnell wieder weg.

Wir fahren weiter zum Supermarkt Stjärnhallen.

Als Erstes gingen wir zu den Bierregalen. Papa überlegte eine Weile, wie viele Halbliterbüchsen mittelstarkes Bier er kaufen sollte oder konnte. Sechs oder acht? Immer Pripps Blå. Wenn wir weiter in das Geschäft hineingingen, schaute er ein ums andere Mal in den Einkaufskorb und zählte. Waren es genug? Konnte er sich mehr leisten? Reichte das Geld nicht, erkundigte er sich, wie viel ich von Großmutter bekommen hatte.

Wir kauften einen Lundiuslaib aus einer der Bäckereien in der Stadt, er war noch lauwarm, und auf der Innenseite der Plastiktüte saßen kleine Tropfen Kondenswasser. Ich legte ihn an meine Wange. Wenn Papa Lohn bekommen hatte, kauften wir ein Stück abgepackten, herzhaften Käse, den er in dicke Scheiben schnitt und noch am selben Abend aß. Auch Krabbenstreichkäse aus der Tube war ein solcher Luxus, genau wie ein Stück geräucherter Speck. Zu den Stapelwaren gehörten gesalzene Margarine, fettarme Milch, Sardinen in Tomatensauce sowie Ravioli und Tortellini in Tomatensauce für mich. Kaviar mit viel Rogen, der mir zu salzig war. Als ich älter wurde, bat ich um die knallgrünen, glänzenden Äpfel, die in Plastikverpackungen auslagen.

»Du weißt, wo die herkommen?«

»Argentinien.«

»Du weißt, was für ein Land das ist?«

»Ja, weiß ich. Die haben da eine Militärdiktatur. Die haben Dagmar Hagelin umgebracht.«

»Stimmt genau. Faschisten. Üble Schweine.«

Er legte das Obst in den Korb, schaute sich um und hatte mehr Angst davor, dass jemand hörte, was wir da redeten, als dass die Leute sahen, was wir einkauften.

Da wir bei Großmutter und Großvater aßen, kauften wir niemals Bratwurst, Fischstäbchen oder andere Dinge, mit denen man warme Mahlzeiten zubereiten konnte, aber wenn Papa gerade seinen Lohn bekommen hatte, wollte er Penne mit Hackfleischsauce kochen. Er fand Olivenöl unverschämt teuer, und für seine Sauce brauchte er viel davon. Es war das einzige Gericht, das er zubereiten konnte, und die Sauce musste drei Stunden köcheln. Essen gab es folglich erst am späten Abend, wir verdrückten in der Zwischenzeit den Käse. Papa war selten hungrig, denn das Bier füllte seinen Magen, und ich sättigte mich mit Süßigkeiten.

Papa nahm im Geschäft keinen Platz mit einem Einkaufswagen weg und wandte sich auch nie an das Personal, wenn etwas fehlte. Was wir benötigten, war in den Regalen, er wollte keine Mühe machen. Auch wenn wir nicht viel einkauften, ließ er sich doch gerne Zeit. Wir gingen umher und hatten Spaß an den Lebensmitteln, die andere kauften, und standen manchmal lange vor den Regalen und kicherten über die glänzend roten Konserven mit vergorenem Hering, den schwarzen Memma-Pudding aus finnischem Roggenmehl und die vakuumverpackten, mit Speck gefüllten, bleichen Klöße, die jeweils zu dritt zusammengezwängt waren.

Wenn wir an der Kühltheke mit den fertigen Sandwiches vorbeikamen, blieb Papa gelegentlich stehen und nahm ein Baguette mit Krabben, Schinken, Ei und Majonäse in Plastikfolie heraus. Er fand, dass es unheimlich lecker aussah, legte jedoch nie eins in unseren Korb. Außer Bier und Flusskrebse gönnte er sich selten das, was er wirklich haben wollte. Er warf lüsterne Blicke auf die Rippchen, die in dem heißen



Åsa Linderborg  
**Ich gehöre keinem**

Taschenbuch, Broschur, 288 Seiten, 11,8 x 18,7 cm  
ISBN: 978-3-442-74323-0

btb

Erscheinungstermin: Dezember 2011

Schweden in den siebziger Jahren. Die kleine Åsa lebt allein mit ihrem Vater, dem Stahlarbeiter Leif, in einer Wohnung im mittelschwedischen Västerås, nachdem die Mutter beide wegen eines anderen Manns verlassen hat. Der Alltag der kleinen Restfamilie gestaltet sich in Folge ziemlich unkonventionell. Die kleine Åsa darf so viele Süßigkeiten essen, wie sie will, überhaupt bleibt es ihr selbst überlassen, sich etwas Essbares zu besorgen. Das Beziehen von Betten hält Vater Leif für überflüssig, auch Körperhygiene ist nicht seine Stärke. Gegessen wird bei den Großeltern, weil das Geld nicht bis zum Monatsende reicht. Der Grund für die Finanzsorgen: Leif ist zwar ein pflichtbewusster und kompetenter Facharbeiter, der gut verdient, aber er ist auch Alkoholiker, der den Großteil seines Geldes in die Sucht steckt.